

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 214.

Mittwoch, 13. September.

1916.

Grau Minchens Narretei.

(34. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

Das Geld wurde sie denn auch ganz glatt und gut bei der Schwiegertochter los. Die nahm es sehr gnädig auf. Aber die Ermahnungen und Ratschläge mußte sie für sich behalten, denn natürlich war wider viel Besuch da und sie kam zu keinem ruhigen, vernünftigen Wort mit Ludovika. Und Eugen wurde bei dem kleinen Stolz, den sie schließlich nur ganz zaghaft wagte, furchtbar aufgereggt und erklärte, daß alles, was Ludovika täte, gut sei und seinen vollen Beifall habe. Eine Frau wie diese nehme Ausnahmestellung ein und er könne nicht immer wie ein Gefängniswärter hinter ihr sein. Außerdem begleite er seine Frau in alle Gesellschaften. Gestern sei nur ein Ausnahmefall gewesen. Ludovika habe das Willett von einer Bekannten geschenkt bekommen. Und wenn seine Frau in der Stadt Einkäufe mache, so sei das nur in der Zeit, wo er in der Wirtschaft seinen Pflichten nachgehe und nicht abkömmlich wäre. Kurz, alles war so normal und zu Eugens Zufriedenheit eingerichtet und er so wummslos glücklich, daß für die Ansichten seiner Mutter gar kein Boden blieb und sie wieder nach Hause fahren mußte, ohne einen anderen Erfolg gehabt zu haben als den, dort ihr Geld losgeworden zu sein.

Aber wenigstens fiel Ludovika nicht mehr störend in die Klassikervorstellungen hinein. Nun wurde auch ohnedies deren Reiz für Frau Minchen, je weiter sie vorschritten, etwas dadurch getrübt, daß sich in dem Verhältnis des Grafen zu Fee gar nichts änderte.

Der Graf war immer düstlich zur Stelle; augenscheinlich ließ er alles andere im Stich für das Zusammensein mit Fee; immer hatte er selten Blumen ihr zu überreichen, immer im Blick bewundernde Bärtlichkeit und eine unerschöpfliche Geduld mit ihrem oft sehr wechselvollen Wesen, ihrem auffallenden Widerspruch und der zeitweise herben Zurückweisung seiner stummen Schuldigung.

Er fand gerade all das entzückend, es war ihm neu und regte ihn an und er wünschte es gar nicht anders, denn dadurch behielt er vollkommen seine Freiheit und der Verkehr blieb in den Grenzen, die er ihm setzen wollte. Es paßte auch alles so gut zu der erst halb erschlossenen Knoxe, die eben nur reizvoll war durch das knospenhafte, das spröde Zurückweichen und den Duft der unausgesprochenen Liebe. Wenn man das, was er für sie und sie für ihn empfand überhaupt mit dem heißen Wort Liebe benennen konnte.

Er nahm die hübsche Episode durchaus nicht ernst. Sie war ihm nur Augenblicksbild. Ein sehr liebliches und interessantes, aber nichts weiter und deshalb fand er es ganz günstig, wenn er sich vorläufig für nicht mehr als für die Klassikervorstellungen band.

Und Fee wünschte auch nicht mehr, denn je öfter sie ihn sah und sprach, desto schärfer wurde der Zwiespalt ihres Empfindens und die Ungewißheit ihres Herzens. Seine Gegenwart übte seltsamen Reiz auf sie aus. Halb fühlte sie sich angezogen, halb abgestoßen. Sein Blick, die Art seines geistreichen, spielenden Plauderns, in die

so tiefe Töne und so herausschende, halb verschleierte Bärtlichkeiten hineinklingen, bezauberte sie und erregte dazwischen ihr Unbehagen. Einmal glaubte sie, daß er das Ideal eines Mannes, und das andere Mal, daß er dessen Herrbild, nur ein geistvoller, frivoler Spötter, ein charakterloser Egoist und Genußmensch sei. Niemals kam sie zur Ruhe und zum friedvollen Vertrauen, wenn sie mit ihm zusammen war, immer sprühte es wie Flammen, züngelte es wie Schlanglein um sie und betäubte sie doch mit dem gefährlichen Zauber des Außergewöhnlichen und Poetischen.

Und war sie ihm fern, dann glühte das alles heller auf und quälte sie schärfer und sie mußte sich davor flüchten zu Rolfs Bild, zu Rolfs Erinnerung. Und das war das Seltsamste, nie hatte sie inniger und sehnlicher an Rolf gedacht, nie war er ihr lieber und vertrauter gewesen als jetzt.

In dem unbegreiflichen Zwiespalt dieser Empfindungen, der wie ein fremder, kranker Körper in ihrer sonst so klaren und einfachen Seele lag, wurde sie schmäler und blässer, bekam blaue Schatten unter den Augen und eine kleine Falte des Schmerzes in der weißen Stirne.

Tante Berta, bei der sie jetzt wieder häufiger war als lange Zeit, legte sich das befreit nach ihrem Geschmack als Sorge und Eifersucht um Rolf aus, Frau Minchen, höchst unbefriedigt, als Sorge und Ungeduld in bezug auf den Grafen, und dieser, trotzdem er das alles auch sah, machte sich gar keine Gedanken darüber, denn an seinem Gefühlshorizont war schon wieder eine andere Sonne aufgegangen, eine, die heller strahlte und heißer brannte und vor der die kleine poetische Episode im dichterisch klassischen Rahmen verblaßte wie der silberne Mondschein vor der in Purpur flammenden Morgenröte. Geistreiche Liebeleien ohne reellen Erfolg waren so wie so nicht sein Genre; er nahm sie höchstens mit als Abwechslung und Zwischenpiel, aber nun hatte er genug davon und fand es sehr passend, mit dem Schluß der klassischen Theateraufführungen auch Schluß mit dieser seiner klassischen Herzensoffnung zu machen.

Er machte ihn sogar sehr brüsk, indem er zum letzten Theaterabend nicht erschien und damit Frau Minchens heimliches, aber festes Vornehmen, ihn trotz Fees dringender Abwehr zum Besuch in Molitten aufzufordern, schmählich hintertrieb und unmöglich werden ließ.

Frau Minchen war empört und ohne jedes Verständnis für dieses Benehmen. Aber mit Fee darüber zu sprechen, wagte sie nicht. Fee hatte eine so komische Art, alle Vertraulichkeiten und intimen Fragen zurückzuweisen. Sie tat auch, als wenn sie sich über das Verhalten des Grafen weder wundere noch kummere, ging ihrem Leben nach wie alle Tage und war freundlich und liebenswürdig wie immer. Aber die Schatten unter ihren Augen wurden tiefer und die Augen selbst blickten oft finster und grübelnd.

Und mager wurde sie. Darüber wenigstens durfte Frau Minchen als Mutter doch ein Wort sagen und vielleicht machte Fee dann ihrem Herzen Luft und sprach und weinte sich einmal aus.

Aber nein, auch das nicht. Fee sagte einfach, daß die Frühlingsluft und die vermehrte Arbeit in der Wirtschaft daran schuld seien, und dann ritt sie noch mehr in den Frühling und auf die Felder hinaus und war hinten und vorn bei der Ackerbestellung, wie der strengste Inspektor, bald hier, bald dort, alles überblickend und mit fester Herrenhand anfassend.

Wie ihr die Arbeit wohlthat und überwinden half. Denn getroffen hatte es sie doch. Ob es ihr Herz war, was so gequält schlug, oder ob nur der verlebte Frauenstolz sich empört aufbäumte? Sie wußte es nicht. Sie sloh auch alles Nachdenken darüber, sie kämpfte es nieder mit strenger, körperlicher Arbeit und rastloser Tätigkeit und sank abends erschöpft ins Bett und dankte der tiefen Müdigkeit, die sie mit Schlaf überfiel, ehe die tagsüber niedergedrückten und zurückgedrängten Gedanken aufwachen und ihr das Blut schamboll und zornig in die Wangen treiben konnten.

Der Frühling war in diesem Jahr sehr früh und in voller Pracht gekommen, es mußte daher in der Landwirtschaft schneller und emtiger geschafft werden als sonst und Fee fühlte trotz aller Kenntnis und allem guten Willen immer wieder, daß sie Vaters Auge und Erfahrung nirgends ersetzen konnte. Sie versuchte es daher, sich mahnend und auffordernd an diesen zu wenden, aber ganz ohne Erfolg. Er lachte rauh auf und sagte: „Zieh' dich keine Müß'. Zoldsasan! Das Unkraut kommt doch über all's, — das saugt den Boden aus — is all's verjebens! Sei jeseheidt, rühr keinen Finger, — nimm dir 'n Beispiel an deinem Bruder, lass' alles drunter un drüber jeh'n. Jch mach's auch so, damit die Lumpenwirtschaft schnell berjeb jeh't! Sieh man nach deßen Feldern! Da weiß 's Unkraut, daß 's die Oberhand hat! Hahaha!“

Fee verstand solche Reden nicht, ihr wurde immer himmelsangst dabei. Was fehlte Vaterchen nur? Was sollte das alles bedeuten? Und Eugen? Was meinte Vaterchen mit dem?

Sie streifte nun auf ihren Ritten Eugens Felder und merkte erschreckt, daß der Vater recht hatte. Eugen war nie zu sehen, und seine Arbeiter schafften so lieberlich, daß Fee fest die Rähne zusammenbeißen mußte, um nicht mit einem Donnerwetter und mit der Reitpeitsche unter sie zu fahren.

Nun fielen sie die Sorgen auch noch von dieser Seite an. Wie konnte sie an sich und ihre eigenen, inneren denken, wenn sich von außen die für andere so hoch und dräuend aufstürmten. Vaterchen ging zugrunde: sie wußte nicht weshalb, aber sie sah es. Ihr geliebtes Vaterchen war ein total anderer Mensch geworden, ging auf Ween, die sicher nicht zum Guten führten, und wurde nicht einmal durch die Bitten seines Kindes, durch die Forderung der Notwendigkeit, auf die alten richtigen zurückgeführt!

Biel schärfer und klarer sah Fee das jetzt als im Herbst und Winter, und die Angst und Not packten sie so toll, daß sie sich selbst darüber vergaß und nur an ihren geliebten Vater dachte und an das geheimnisvolle Unheil, das ihn getroffen hatte und ins Verderben zog.

Und dann überkam sie auch die Sorge um Eugen. Wie konnte er das herrliche Land so vernachlässigen, so gleichgültig sein gegen den Boden, der ihn und seine Frau ernähren sollte?

Nun ja, Eugen war stets ein miserabler Landwirt gewesen und verstand von der Wirtschaft nichts, aber er konnte doch wenigstens durch seine Gegenwart etwas nützen.

Sie wollte mit Eugen sprechen. Mutter durfte nichts davon wissen, die sollte nicht noch mehr beunruhigt werden. Die sah schon wieder zusammengefallen und unglücklich im Sorgenstuhl und aränkte sich. Die

künstliche Frische, die sie während der paar Wintermonate aufrecht erhalten hatte, war wieder verschwunden. Fee wußte wohl, weshalb und biß zornig die Rähne zusammen. Es war wirklich, als wenn ein Fluch auf ihre Familie gefallen wäre, nichts gelang, alles ging rückwärts, seit, — ja, wirklich, seit Ludovika ins Haus gekommen war. Wenn sie jetzt mit gereiftem Verstande darüber nachdachte, so kam es ihr wirklich vor, als wenn mit der ein böser Geist eingezogen sei, ein Geist, an dem, wie Vaterchen sagte, alles zugrunde ging.

Nah, sie wollte nicht an dergleichen glauben, vor allen Dingen sich nicht widerstandslos von unheilvoller Gut ins Verderben treiben lassen. Sie rührte die Arme und stemmte sich dagegen, geistig und körperlich, und mit Eugen wollte sie ernsthaft reden. Wenn die Eltern schwach und müde wurden und nicht mehr die Kraft besaßen, sich aufzuraffen und mit Mut das Schicksal zu zwingen, dann mußten die beiden Jungen das tun.

Fee spornte ihr Pferd und ritt zum Vorwerk hinüber. Ganz fremd war ihr der Weg geworden. Seit der Übersiedlung des jungen Paares war sie kaum drüben gewesen, nur im Anfange ab und zu, aber jetzt schon seit langer Zeit gar nicht mehr. Wie traurig und unrecht ihr das heute schien. Geschwister, die nächsten Angehörigen, und standen sich so entfernt.

Blödsinnig kam sie sich unfähig einjam und verlassen in der Welt vor; als wenn es nirgends einen Menschen gebe, der zu ihr und zu dem sie gehöre. Früher war Vaterchen ihr alles, ihr Eigentum und ihr Freund gewesen, früher hatte sie überhaupt gedacht, daß die ganze Welt und daß alles, was sie in ihr lieb habe, ihr gehöre, — und nun!

Da kam von der Stadt her Eugen angefahren.

Das traf sich gut. Er war allein und sie konnte ganz ungehindert mit ihm sprechen. Sie winkte schon von weitem mit der Reitpeitsche und nun hielt sein Wagen und ihr Pferd und sie begrüßten einander.

Dabei erschraf Fee, die den Bruder lange nicht gesehen hatte, über die Veränderung in seinem Äußern. Mutter schalt schon, daß sie mager wurde, — was würde sie dann erst zu Eugen sagen? Der hatte kein Rot Fleisch mehr auf den Knochen und die Augen lagen ihm ganz tief im Kopf. Sorgte der sich auch um Vaterchen? Sicher. Wie gut, wenn sie ihre Sorgen zusammenwarfen. Sie würden sie dann leichter tragen und dabei fühlen, daß die Geburt und das Blut sie bestimmten, miteinander zu gehen und gemeinsam Freud und Leid zu tragen.

In Fees Seele war eben ein so heißes Verlangen nach einer treuen Hand, in die sie die ihre legen, nach einem Menschen, an dem sie sich festhalten, oder, wenn es sein mußte, dem sie selbst eine Stütze und ein Trost sein konnte.

Unwillkürlich lag dieses Empfinden im Ton ihrer Stimme, im Blick ihrer Augen. Es war alles weicher und wärmer als sonst und erstaunt blidte Eugen zu ihr auf. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Das war seine Schwester —. Fast genau eben so wie Fee gedacht hatte, zog es auch ihm blitzschnell durch den Sinn, vielleicht auch aus einem Gefühl tiefer Einsamkeit und Verlassenheit heraus, — seine Blutsverwandte, die zu ihm gehörte.

Tiefatmend fragte er: „Wolltest du zu mir?“

„Ja, Eugen. Aber weißt du, schick den Wagen voraus und laß den Kutscher mein Pferd mitnehmen, wir gehen das Endchen bis zu dir zu Fuß. Ich möchte allerlei mit dir reden.“

(Fortsetzung folgt.)



Man kann geschwind in die Hölle rennen, aber wieder heraus zu entkommen, wird Schnausens und Bartwischens brauchen.

Grimmelshausen,



(Nachdruck verboten.)

Die Feldpost.

Ein Kapitel aus der Verkehrstechnik des Kriegsschauplatzes.

Von Th. Wolff-Friedenau.

II.

In dem vorigen Aufsatz der „Technischen Streifzüge“ hatten wir die geschichtliche Entwicklung der Feldpost, die ein so bedeutsames Gebiet der Verkehrstechnik des Kriegsschauplatzes verkörpert, kennen gelernt und wollen uns nunmehr noch mit der Technik und Organisation der Feldpost in dem gegenwärtigen Weltkrieg befassen. Der Feldpost fällt in dem gegenwärtigen Völkerringen eine Aufgabe zu, die wie alles in diesem ungeheuersten aller Kriege, die die Weltgeschichte je gesehen hat, ins Riesenhafte gesteigert ist und die an Umfang und Schwierigkeit auch die Leistung der Feldpost aus dem Kriege von 1870/71, die doch auch wahrlich nicht klein war, um das Vielfache übertrifft. Der Zweifrontenkrieg hat auch einen Zweifrontenaufmarsch der Feldpost nötig gemacht, womit ganz andere Verhältnisse und Bedingungen für deren Wirksamkeit geschaffen sind, als sie je vorhanden waren. Die gegen 1870/71 so gewaltig vermehrten Heeresmassen wie auch die so ganz anders und ungleich komplizierter gestalteten Verhältnisse des doppelten Kriegsschauplatzes stellen technisch wie organisatorisch ungleich gesteigerte Anforderungen. Das lehrt schon ein Blick auf die Organisation der Kaiserlichen Deutschen Feldpost, wie sie in dem gegenwärtigen Weltkrieg am Werke ist.

Während die Eisenbahnen schon im Frieden eine vollkommene militärische Organisation aufweisen, die — vom großen Publikum unbemerkt — in ständiger Bereitschaft gehalten wird und bei Kriegsausbruch bzw. mit der Stunde der Mobilmachung für die Zwecke des Truppentransportes gleichsam automatisch in Tätigkeit tritt, ist eine solche Kriegsorganisation bei der Post in Friedenszeiten nicht vorhanden, kann hier eine solche, entsprechend den ganz anders gearteten Verhältnissen des Dienstbetriebes und der gestellten Aufgaben, auch gar nicht vorhanden sein. Der für den Krieg notwendige postalische Apparat muß vielmehr nach Personal, Material und Einrichtungen aus dem Gesamtkörper des Postwesens entnommen, aus diesem heraus neugebildet werden. Wohl aber ist alles, was für diesen Fall an Beamtenpersonal, Ausrüstungsmaterial, Fahrzeugen, Pferden und sonstigen Einrichtungen und Hilfsmitteln notwendig ist, schon in Friedenszeiten ständig bestimmt und vorbereitet, so daß es möglich ist, sogleich nach Ausbruch des Krieges die notwendigen Feldpostformationen in kürzester Zeit zusammenzustellen und kriegsfertig und marschbereit zu machen. Planmäßig ist für die Mobilmachung der Feldpost eine Dauer von 14 Tagen vorgesehen; 1870 war die Feldpost schon am 10. Tage marschbereit, und auch diesmal ist, obwohl das Feldpostwesen gegen damals einen ganz gewaltig größeren Umfang hat, die vorgesehene Mobilmachungsdauer nicht voll in Anspruch genommen. Es hieß, so schnell wie möglich und zugleich auch so prompt und zuverlässig wie möglich die Bereitschaft der Feldpost herzustellen und jedem Armeekorps die ihm bestimmten Feldpost-Formationen anzugliedern. Tag und Nacht mußte mit Aufgebot aller Kräfte und Heranziehung zahlreicher Hilfsmannschaften gearbeitet werden, vom ersten bis zum letzten Mann, daß für Schlaf und Nahrungsaufnahme kaum Minuten übrig blieben. Aber mochte die Arbeit in jenen Tagen und Nächten auch eine noch so große sein und Anforderungen stellen, wie sie in Friedenszeiten selbst zu Zeiten des allerstärksten Verkehrs nicht vorhanden sind, so tat doch kein einziger von den deutschen Postbeamten, vom ersten bis zum letzten, seinen Dienst lieber als in jenen Stunden, wo es galt, für die Bereitschaft und Verteidigung des Vaterlandes durch Mobilmachung der Feldpost den letzten Nerv anzuspannen und den letzten Muskel zu regen. Und prompt, wie wir es in Deutschland gewohnt sind, und pünktlich, wie es deutsche

Postsitte ist, war denn auch diesmal wie Anno 1870 die deutsche Feldpost auf die Stunde marschbereit, um in Angliederung an die verschiedenen Heereskörper an die Erfüllung der ihr obliegenden gewaltigen Aufgabe zu gehen.

Mit der Mobilmachung tritt das gesamte Verkehrswesen des Landes, Eisenbahnen, Telegraphie, Luftschiffahrt und ebenso auch das Feldpostwesen unter militärischen Oberbefehl. An seine Spitze tritt der Generalinspekteur des Etappenwesens, der also auch der oberste militärische Befehlshaber der Feldpost ist. Der oberste technische Leiter des gesamten Feldpostwesens ist dagegen der Feldoberpostmeister, der zum Großen Hauptquartier gehört und nach Maßgabe der Kriegsetappenordnung vom 14. Mai 1902 den Anordnungen des Generalinspektors Folge zu leisten hat. Dieser oberste technische Leiter des Feldpostwesens, dem die einheitliche Regelung und Überwachung des gesamten Dienstbetriebes der Feldpost zufällt, ist im gegenwärtigen Kriege Feldoberpostmeister Domizlaß.

Die Organisation des deutschen Feldpostwesens erfolgt in unmittelbarem Anschluß an die Heeresstellung, und zwar nach folgendem, seinerzeit von Stephan für die Preussische Feldpost bei Ausbruch des Krieges von 1870/71 festgesetzten Schema, das — abgesehen von unwesentlichen Änderungen — auch für die Kaiserliche Deutsche Feldpost beibehalten worden ist und auch im gegenwärtigen Kriege die Formierung der Feldpost bestimmt. Der Mittelpunkt des gesamten Feldpostwesens ist das Feldoberpostamt, das sich beim Großen Hauptquartier des obersten Kriegsherrn befindet und zugleich den Postdienst für das Hauptquartier zu regeln hat. Beim Feldoberpostamt befindet sich der Feldoberpostmeister, der eine Anzahl Oberpostsekretäre und Postsekretäre, Feldpostbriefträger, Feldpostschaffner, Feldpostillone und Trainsoldaten zur Verfügung hat. Für die Oberkommandos der verschiedenen Armeen wird je ein Armeepostamt errichtet, das sich beim Stabe der Armee befindet und sich aus einem Armeepostmeister nebst der entsprechenden Anzahl von Feldpostbeamten, Unterbeamten, Postillonen und Trainsoldaten rekrutiert. Wie jede Armee ihrerseits wieder aus mehreren Armeekorps besteht, so gehört zu jedem der letzteren wieder ein Feldpostamt, an dessen Spitze ein Feldpostmeister steht. Wiederum erhalten die einzelnen Teile des Armeekorps eigene Postanstalten, die Feldpostexpeditionen heißen. Jeder Infanteriedivision, jeder Kavalleriebrigade und jeder Artilleriebrigade, der Pioniertruppe und dem Train ist eine solche Feldpostexpedition zugeteilt. Die Feldpostexpedition ist diejenige postalische Anstalt, von der aus die Übergabe der Postsendungen an die Truppen erfolgt. An ihrer Spitze steht ein Oberpostsekretär mit 3 bis 6 Beamten und der erforderlichen Anzahl von Feldpostschaffnern und Postillonen. Sie wird mit der nötigen Zahl von Feldpostwagen (zu denen oft noch Hilfspostwagen kommen) und Pferden und ebenso auch mit den für den Postbetrieb notwendigen Utensilien, Drucksachen usw. ausgerüstet, so daß sie jederzeit und in Ermangelung eines geschlossenen Raumes auch unter freiem Himmel ihre Tätigkeit aufnehmen kann. Sie ist eine vollständige und in sich abgeschlossene Formation mit bestimmtem und in sich abgeschlossenem Dienstbezirk, nur daß dieser nicht, wie es bei den Postämtern im Friedensbetrieb der Fall ist, örtlich gleichbleibend ist, sondern einen fliegenden Dienstbezirk darstellt, nämlich den Dienstbetrieb für den betreffenden Heeresteil, dessen Bewegungen die Feldpostexpeditionen wie auch alle anderen Feldpostanstalten natürlich folgen muß.

Sämtliche für die Feldpost bestimmten Sendungen werden bereits im Inland sortiert und von hier aus zunächst an die verschiedenen Armeepostämter befördert; jedes Armeepostamt verteilt die ihm aufgelieferten Sendungen an die Feldpostämter, jedes Feldpostamt die ihm zugewiesenen Sendungen an die ihm unterstellten Feldpostexpeditionen. Die Sendungen für die einzelnen Truppenteile werden durch Ordonnanzen von den betreffenden Feldpostexpeditionen abgeholt und von diesen wiederum auf die einzelnen Regimenter bzw. Bataillone und Kompagnien verteilt. Die letzte Austeilungsstelle ist dann

schließlich, wie es ja auch im Kasernenbetrieb zu Friedenszeiten der Fall ist, der Feldwebel, der bei der täglichen Parole die Verteilung der auf seine Kompanie entfallenden Briefschaften und sonstigen Sendungen an die einzelnen Mannschaften vornimmt. Und ist das geschehen, dann kommt der Moment, wo der Soldat inmitten des Kriegsfeldes, versunken in das Lesen seines Briefes, für einige Minuten wieder Mensch sein, für einige Minuten, wenn auch nur in Gedanken, bei den Seinen in der fernern Heimat weilen und sich mit ihnen beschäftigen kann, wo ihm die Arbeit der Feldpost zu einem Segen wird, den er nicht um vieles missen möchte.

In technischer Hinsicht ist die Feldpost dem Reichspostamt unterstellt; in ihrer Eigenschaft als Militärbehörden aber sind die Feldpostanstalten den Truppenbefehlshabern untergeordnet, und nach dieser Hinsicht ist jeder Feldpostbeamte Soldat. Das kommt auch bei Ausrüstung und Uniformierung der Feldpostbeamten zum Ausdruck. Während in Friedenszeiten der Postdegen friedlich im Schranke schlummert und nur gleichsam symbolisch an die auch in der Post verkörperte Staatsgewalt erinnert, ist der Feldpostbeamte militärisch uniformiert und ausgerüstet, zum Zeichen dafür, daß er gegebenenfalls seinen Dienst auch mit der Waffe tun muß. Die Uniformierung der Feldpostbeamten ist für die verschiedenen Chargen dieselbe wie im Friedensbetrieb, doch tritt die dem Range entsprechende militärische Ausrüstung hinzu, Offiziershelm und Schleppsäbel für die höheren Chargen, Gewehr, Koppel und Seitengewehr für die Unterbeamten. Diese militärische Ausrüstung geliefert. Nicht nur zum Schein ist jede Feldpostkolonne, jeder Feldpostbeamte militärisch ausgerüstet; die Gelegenheiten, wo es heißt, von der Waffe Gebrauch zu machen, bleiben in keinem Kriege aus. Die Feldpostkolonne kann durch feindliche Abteilungen von ihrem Heeresteil abgeschnitten werden, und dann kommt es zum kriegsgemäß geleiteten Kampf, der entweder die feindlichen Angreifer verscheucht oder mit Gefangenschaft endet und in diesem wie in jenem Falle Tode und Verwundete bringt. So mancher Feldpostbeamte findet so, obwohl es nicht seine Bestimmung ist, am Kampfe teilzunehmen, dennoch den Tod fürs Vaterland. Der Feldpostbeamte steht im Felde mit doppeltem Beruf: dem, den ihn sein Amt gibt, und dem des Kriegers, der stets gewärtig sein muß, auch sein Blut für das Vaterland lassen zu müssen.

Und die Technik des Dienstbetriebes, wie himmelweit ist sie von derjenigen des Postamtes in der Heimat verschieden! Der Kriegsschauplatz bringt Bedingungen und Verhältnisse mit sich, die der Friedensbetrieb nicht kennt, erfordert andere Mittel und stellt ganz andere Aufgaben und Anforderungen an den Gesamtbetrieb wie an jeden einzelnen Mann des weitverzweigten und vielgestaltigen Organismus der Feldpost. Immer sind die Schwierigkeiten, unter denen die Feldpostexpedition arbeitet, große, und oftmals drohen sie unüberwindlich zu werden. Wir brauchen uns ja nur zu vergegenwärtigen, daß die Feldpostanstalten keine festen Anstalten, sondern fliegende Stationen sind, die mit der Truppe marschieren und wie diese ständig ihren Standort ändern. Auf tagelangen Märschen heißt es da, der Truppe mit allen Wagen, Pferden und Gerätschaften zu folgen, und hat die Truppe selbst einen festen Standort eingenommen und können sich die Mannschaften an Lagerfeuer oder im Biwak der Ruhe und Erholung hingeben, so beginnt jetzt, nach allen Strapazen des Marsches, erst die eigentliche Arbeit für die Feldpostkolonne. In dem ersten besten zur Verfügung stehenden Raum, einer Scheune, einem Stall, einem Schuppen oder einer Kammer, wird dann das Bureau aufgeschlagen, oftmals aber auch in Ermangelung selbst des kleinsten und bescheidensten geschützten Raumes unter freiem Himmel auf primitiven Tischen, manchmal auch inmitten des Schlachtfeldes, wo dann Geschützdonner und Gewehrgeknatter die Begleitung zu der Arbeit liefern. Und ständig heißt es zum Aufbruch bereit zu sein. Mitten in der Arbeit kommt der Befehl zum Weitermarsch, dessen man jede Sekunde gewärtig sein muß, und dann heißt es, die begonnene Arbeit zu unter-

brechen, hastig alles zusammenzupacken und für den Weitermarsch fertig zu machen. Nach vielstündigem Weitermarsch kann dann, wenn ein neuer Standort eingenommen ist, die unterbrochene Arbeit weitergeführt werden.

Und welche Riesenarbeit verursachen die Sendungen, die mit unvollständiger Aufschrift versehen sind! Ungleich mehr als solche Sendungen beim friedlichen Postbetrieb, denn die Feldpost hat keine Adreßbücher oder sonstige Nachschlagewerke, und kennt keine polizeiliche oder sonstige amtliche Auskunftsstelle, bei der der Wohnort eines unvollständig bezeichneten Adressaten ermittelt werden kann. Und dieselbe Riesenarbeit verursachen auch die Sendungen für Adressaten, die nicht mehr bei dem bezeichneten Truppenteil sind, sei es, daß sie verwundet in einem Lazarett oder sonstwo liegen oder daß sie gefangen oder auch schon gefallen sind. Gerade diese Sendungen, die am meisten Arbeit verursachen, müssen mit am sorgfältigsten bearbeitet werden, denn der Verwundete im Lazarett sehnt sich noch mehr wie der gesunde Kamerad im Felde nach Nachrichten aus der Heimat, und Sendungen, deren Adressaten schon den Tod fürs Vaterland gefunden haben, müssen mit dem verhängnisvollen Vermerk: „Gefallen“ an ihre Absender zurückgehen. Oft aber ist auch der Adressat einer Sendung, der als Verwundeter in einem Lazarett vermutet wurde, inzwischen nach einem anderen Lazarett oder auch nach der Heimat zurückgebracht worden, und die Sendung muß ihm dann, kreuz und quer den ganzen Weg entlang, nachgeschickt werden und erreicht ihn vielleicht erst in der Heimat, von wo sie abgesandt wurde. Verlust- und Lazarettlisten sind nahezu die einzigen und wichtigsten Nachschlagemittel der Feldpost für solche Fälle.

War es die Größe der gestellten Aufgabe, die über alle bisherigen Erfahrungen der Feldpost hinausging, waren es die Schwierigkeiten des doppelten Kriegsschauplatzes, waren es noch andere Ursachen, jedenfalls stellte sich in den ersten Monaten der Kriegsführung die Tatsache heraus, daß sich die deutsche Feldpost die Zufriedenheit der Bevölkerung wie auch des Heeres nicht zu erwerben vermochte, daß vielmehr von Anfang an Klagen über verloren gegangene Sendungen, über Unzulässigkeit und Mangelhaftigkeit der feldpostalischen Beförderung usw. laut wurden und schließlich zu schärfsten Tönen des Unwillens anschwellen. Uns allen ist noch diese erste unerfreuliche Epoche der Leistungen der Feldpost in dem Weltkriege in Erinnerung, über die auch die Tatsache nicht hinwegzuhelfen vermochte, daß damals die Feldpost der anderen an dem Kriege beteiligten Heere auch keine günstigeren Resultate zu verzeichnen hatte, im Gegenteil noch mangelhafter arbeitete. Wir wollen hier nicht den Gründen nachgehen, durch welche die damaligen Leistungen der Feldpost gegen alles Erwarten so herabgedrückt wurden, das ist Sache eingehender Erörterung nach dem Kriege, wir wollen uns mit der Tatsache begnügen, daß heute jene unerfreuliche Epoche der Feldpost in dem gegenwärtigen Weltkriege längst überwunden ist und diese heute so prompt und zufriedenstellend arbeitet, wie es von einer derartigen kriegsmäßigen Einrichtung nur erwartet werden kann. Gewiß, auch heute geht es in der Feldpost nicht so am Schnürchen wie in der Friedenspost, auch heute bringen die Kriegsverhältnisse Störungen und Hemmnisse mannigfacher Art in der feldpostalischen Beförderung mit sich, durch die so manchem unserer braven Kämpfer die ihm zugedachte Sendung vorenthalten wird, aber was gerechterweise von einer Feldpost an Leistungen verlangt werden kann, das wird heute von der deutschen Feldpost geleistet.

So ist die deutsche Feldpost hinausgezogen, um nach ihrer Art mitzuwirken an dem großen vaterländischen Werke. Groß und schwer, oftmals ungeheuer schwer sind ihre Aufgaben, und dennoch muß sie sich mit dem Bewußtsein begnügen, ihre Pflicht in eherner Treue zu erfüllen. Der Lohn des kriegerischen Lorbeers aber bleibt ihr versagt. Wenn aber dereinst, was wir alle hoffen und sehnlichst wünschen, der gewaltige Krieg zum siegreichen Ende geführt worden ist, dann darf auch die Feldpost einen Teil des errungenen Erfolges auf ihre Rechnung schreiben.

